

DER DIENSTAG DES 38. INTERNATIONALEN DOKUMENTARFILMFESTS MÜNCHEN: DIE TAGESTIPPS



Fischen, rasten, reden: Am Amazonas.

Fotos: Dok.Fest

„Adieu Sauvage“: Der Regisseur betrachtet seine indigene Herkunft und zeigt in wunderbaren Bildern noch mehr

Wo gehört man hin, wenn man ein Kind zweier Welten ist? Eine Frage, die den Regisseur Sergio Guataquirá Sarmiento schon seit seiner Jugend umtreibt und die er mit seinem Langfilmdebüt „Adieu Sauvage“ nun auf die Leinwand bringt. Um es gleich zu sagen, der Kolumbianer indigener Abstammung, wohnhaft in Belgien, lie-

fert in diesen anderthalb Stunden keine befriedigende Antwort ab. Dafür aber einen auf ästhetischer und emotionaler Ebene höchst anspruchsvollen Film.

Nicht nur seine eigene Geschichte treibt Sarmiento in sein „Ursprungsland“. In den Urwäldern häufen sich Suizide unter Angehörigen des Stammes der Cácuá. Diesen Tragödien will er auf den Grund gehen. Für die zivilisierte Bevölkerung sind diese Menschen lediglich „Wilde, die keine Gefühle kennen“. Wie dumm dieses Vorurteil ist, merkt das Filmteam recht schnell. In imposanten Schwarz-weiß-Bildern wird

eine Lebensweise gezeigt, die noch mit den alten Traditionen verwurzelt und doch bereits von der Moderne durchdrungen ist. Dass Sarmiento dabei seinen eigenen Konflikt thematisiert, ist klar, doch konzentriert er sich mehr auf die Bewohner des Dorfes. Allen voran Laureano, der hier stellvertretend für einer mit sich und der Außenwelt hadern den Kultur steht. „Adieu Sauvage“ ist dabei nicht in erster Linie eine ethnografische Dokumentation, sondern eher eine Auseinandersetzung mit dem Menschen und seinen Wurzeln, mit der Frage, wo er hin will und wo er herkommt.

Dabei wechselt die Stimmung des Films gekonnt zwischen Humor und Melancholie, durchsetzt von einer gewissen Magie, die weit über eskapistischen Exotismus hinausgeht. Man glaubt, tiefere Zusammenhänge erkannt zu haben, auch wenn man nie Teil der gezeigten Welt sein kann. Sarmiento wahrscheinlich auch nicht. Bleibt am Ende nur die Frage, ob es eine klare Entscheidung möglich ist – und ob sie nötig ist auch.

Matthias Pfeiffer

heute, 14.30 Uhr, City (OmengU) und wieder morgen, Mi, 10.05., 19 Uhr, Instituto Cervantes und Do, 11.5., 18.30 Uhr, City



Romantische Lage? Ja, aber.... das porträtierte TBC-Sanatorium in georgischer Hochlage.

Menschlichkeit in einsamer Höhe

Kalter Beton und menschliche Wärme: Ein wunderbares, filmisches Denkmal für ein georgisches Sanatorium

Beinahe wäre ein kalter Palast der Krankheit auch Mariam Chachias Zuhause geworden. Wegen einer Tuberkulose-Infektion musste sie nach Abastumani, einem kolossalen Bau in den Bergen Georgiens, der als Heim für die Opfer dieser Krankheit dient, die seit Antibiotika doch heilbar, aber manchmal doch noch tödlich ist.

Für „Magic Mountain“ (Co-Regie: Nik Voigt) besucht sie den bedrückenden Ort noch einmal und hält den Alltag im Angesicht des Todes fest. Der ist jedoch auf den ersten Blick ungeahnt gewöhnlich. Die Patienten rauchen, spielen Karten und scherzen. Man hat mehr den Eindruck, Bewohner einer Seniorenresidenz zu sehen, als Menschen mit einer hier tödlichen Krankheit.

Natürlich verharmlöst „Magic Mountain“ die ganze Situation nicht. Aber so einfach lässt sich die Realität nicht abstellen. Immer wieder sieht man, dass die Erkrankung und ihre Behandlung ihre Opfer fordern. Trotz-

dem schafft es Chachia, dass ihr Film kein deprimierendes Erlebnis ist. Das kommt vor allem dadurch, dass das herzliche Miteinander der Bewohner einen großen Platz in ihrem Werk einnimmt. Zu sehen, wie selbst in der Ausweglosigkeit das Menschliche nicht unbedingt untergehen muss, bringt Licht in die kargen Räume.

Und dann ist es faszinierend, wie genau diese in Szene gesetzt werden. Das Geisterhafte der Bilder zieht unmittelbar in seinen Bann. Zusammen mit dem intimen Off-Text der Regisseurin (der zum Glück nie zur Nabelschau wird), entfalten die fast schon mystischen Auf-

nahmen eine poetische Kraft. Das Publikum wird Zeuge ihres individuellen Weges, das Erlebte zu verarbeiten. So ist „Magic Mountain“ dann doch mehr ein Film über Heilung als Krankheit sowie nebenbei noch das Testament für diesen kafkaesken Bau, der in den letzten Minuten den Baggern zum Opfer fällt. Und nicht zuletzt geht es um die Menschen, die sich selbst oder andere außerhalb der Gesellschaft am Leben erhalten.

Matthias Pfeiffer

heute, 9.5., 19 Uhr, Deutsches Theater, Silbersaal (OmengU) sowie Sa, 13.5., 20.30 Uhr, Film-museum

Ästhetische Weltreflexion

Die Retrospektive Nikolaus Geyrhalter – heute: „Matter out of Place“

Der Aura eines Künstlers ist es zuträglich, wenn er nicht die akademische Ochsentour hinter sich hat, sondern als Genie vom Himmel gefallen scheint: Der Österreicher Nikolaus Geyrhalter ist so einer, der mit 22 Jahren seine eigene Filmproduktionsfirma gründete, als Autodidakt. Und vielleicht sind gerade deshalb viele

Filme perfekte Kunstwerke mit großer Aussage. Das Dok.Fest widmet dem 51-jährigen eine Retrospektive.

Heute ist sein neuester Film zu sehen: „Matter out of Place“ – in dem es um die globale Vermüllung geht. In einer bizarren Szene sieht man zwei Ingenieure, die einen fast unverständlichen österreichischen Slang reden. Ein Bagger fährt auf einer weiten Wiese vor. Die Kamera baut sich frontal vor der Schaufel auf. Alles ist symmetrisch, gezirkelt. Der Bagger beginnt sehr akkurat zu graben. Man

denkt an ein Neubaugebiet der Wiener Peripherie – bis sich in den ausgehobenen Kies auffallend viele Plastikteile mischen. Je tiefer der Graben, desto krasser und gröber die Vermüllung des Bodens: eine gigantische Müllkippe, über die Gras gewachsen war. Das Ganze ist eingefangen in größter Ästhetik – die den Schock vergrößert.

„Matter out of Place“ wird global viele Orte besuchen, wo versteckt oder ganz offen der Abfall sich in die Natur schiebt – oder in die Zivilisation. Alles zeigt wie eine irrsinnige Not-

wendigkeit unseres Lebensstils, wozu auch passt, zu sehen wie sich Maschinen und Menschen an den Zivilisationslasten abmühen – wie Sisyphus. Geyrhalter schafft Bilder, die in einem weiterwirken und daher das Zeug haben – bewusst und unbewusst zu gleich – uns zum (anders) Handeln zu bewegen. (Empfohlen sei auch „Homo Sapiens“, Do, 18.30 Uhr, Rio, der als Idee die Welt zeigt, wenn wir verschwunden sind).

adp

heute, 18 Uhr, Rio und So, 14.5., 17 Uhr, Filmmuseum



Da schiebt sich etwas in die Natur und Zivilisation.

Plastic fantastic

„Plastic Fantastic“ geht essayistisch dem Kunststoffwahn sinn global nach

Bilder von gigantischen Mülldeponien in Afrika, die wie Menetekel in den Himmel ragen, als Gegenpol dazu riesige Fabriken, in denen Plastik hergestellt wird. Anfang und Ende der Plastikproduktion. Es gibt 500 Mal mehr Plastikpartikel in den Ozeanen als Sterne in unserer Galaxie. Meerestiere und Vögel verwechseln Plastik oft mit Nahrung.

Laut World Wildlife Fund landen jedes Jahr bis zu 12,7 Millionen Tonnen Plastik in den Weltmeeren, schwimmen allein 40 Mio verlorene Badelatschen irgendwo herum oder verunstalten Strände. Bei knapp Dreiviertel der Tiefseefische im Nordwestlichen Atlantik fanden Forscher Mikroplastik im Bauch, bei Fischen im Bodensee ist die Größenordnung ähnlich. Kunststoffrückstände verschmutzen Grundwasser und Flüsse, in der Elbe wurde vor allem Reifenabrieb gefunden.

Weltweit recherchierte HFF-Absolventin Isa Willinger in einer Mischung aus Essay und

Dokumentarfilm die globalen Langzeitfolgen. Trotz einiger Lösungsansätze und Bemühungen, die Plastikmasse zu reduzieren, ist das Resultat nicht gerade ermutigend, der Wandel zu langsam.

Während Länder wie Kenia im Plastikmüll ersticken, fährt die Plastikindustrie das Geschäft hoch, betreiben Lobbyisten „Greenwashing“. Gespräche mit Aktivisten und Wissenschaftlern belegen anhand harter Fakten die zunehmenden Gefahren, sogar im menschlichen Gewebe entdeckten sie Mikroplastik als Verursacher von Krebserkrankungen.

Jeder kann etwas tun, das beginnt schon mit der Vermeidung „kleinen“ Sünden wie Plastikbechern für den „Coffee to go“. Um ein Bewusstsein für die tägliche Umweltverschmutzung zu schaffen, plädiert der Film für frühe Aufklärung. Vorgestellte Projekte in der Lehrerfortbildung oder an Grundschulen lassen hoffen, dass die nächste Generation vielleicht vorsichtiger mit unserem Planeten umgeht.

Margret Köhler

Heute, 20.30 Uhr, Deutsches Theater